

I.

Der Aufsatz im allgemeinen.

Alles, was man bei einem Aufsätze zu beachten hat, bestimmt sich lediglich nach dem Zwecke, den man dabei verfolgt. Offenbar will jeder, der etwas über irgend eine Sache schreibt, daß man seine Ausführungen gern liest und seiner Auffassung und seinen Ansichten zustimmt; das Interesse des Lesers soll geweckt und, wenn es vorhanden ist, gesteigert werden, seine Kenntniss soll vertieft, sein vielleicht abweichendes Urtheil berichtigt werden, so daß er schließlich, befriedigt von einem ihm gewährten Genuß oder erfreut über eine gewonnene Erkenntniss, ein günstiges Urtheil über die Arbeit und den Verfasser fällt. Und da der Wert eines Urtheils mit dem Grade der Einsicht wächst, über die der Urtheilende verfügt, jeder aber ein wertvolles Urtheil einem minderwertigen vorziehen muß, wenn es ihm nicht um einen bloßen Scheinerfolg zu thun ist, so denkt sich der Schreibende am zweckmäßigsten einen einsichtsvollen und verständigen Leser, wie ihn der Schüler ja auch in dem Lehrer, für den der Aufsatz geschrieben wird, zu erblicken hat. Gewiß gewinnt nun jeder das Wohlwollen eines einsichtigen Lesers um so sicherer, je mehr er alles vermeidet, was die Erreichung dieses Zweckes beeinträchtigen muß, dagegen alle Mittel verwendet, die sie fördern können. Für den Unerfahrenen genügt natürlich eine so allgemeine Anweisung nicht; darum muß er einige mehr ins einzelne gehende Vorschriften erhalten und Muster vorgelegt bekommen.

Ein Urtheilsfähiger, dessen Erwartungen auf die Behandlung einer ganz bestimmten Sache gespannt sind, wird jedenfalls verstimmt, wenn er seine Erwartungen getäuscht sieht, sei es, daß eine aufgeworfene Frage überhaupt keine Antwort findet oder daß sein Urtheil durch unsachliche Mittel beeinflusst werden soll. Ein günstiges Urtheil kann man aber nur durch allerstrengste Sachlichkeit erzielen. Man darf also dem Aufsätze keinen Inhalt geben, der nicht in allen Stücken durch die Rücksicht auf die Sache, die vom Thema angegeben wird, bestimmt wäre. Gegen diese Forderung verstoßen namentlich zwei Arten der Behandlung.

Häufig wird nämlich zwar der Stoff, durch dessen zweckmäßige Bearbeitung der Aufsatz zu stande gebracht werden muß, gesammelt, manchmal sogar recht vollständig herbeigeschafft; aber statt diesen Stoff dazu zu benutzen,

um, wie die Aufgabe verlangt, einen bestehenden Zustand zu beschreiben, eine Person zu charakterisieren, eine Handlung zu beurteilen, einen Entschluß zu begründen, formt der Aufsatsschreiber daraus eine Erzählung, indem er die einzelnen Teile des Stoffes nach ihrer zeitlichen Aufeinanderfolge und manchmal auch nach ihrem inneren Zusammenhange ordnet und so nicht selten mit vielem Fleiße eine ganz gelungene geschichtliche Darstellung anfertigt, ohne dabei ausdrücklich auf das Thema Bezug zu nehmen. Es mag ihm wohl bei der Arbeit stets der Gedanke vorschweben, daß man aus den berichteten Taten und Ereignissen das von der Aufgabe geforderte Bild oder Urteil leicht gewinnen könne, aber er versäumt es, die einzelnen Züge des Bildes oder die einzelnen Urteile besonders und ausdrücklich hervorzuheben. Es mag Bescheidenheit sein, die ihn abhält, etwas über die Sache zu sagen; falsch ist es aber jedenfalls, eine in der Überschrift versprochene Aufklärung nicht zu geben und dem Leser die Mühe zuzuschieben, die zu übernehmen dem Verfasser obgelegen hätte. Wer eine Person zu charakterisieren hat, muß vielmehr denken, daß jeder, der seine Arbeit liest, alles, was sie gesagt und getan hat, schon kennt, daß er also die Zeit und Aufmerksamkeit des Lesers unnützerweise in Anspruch nimmt, wenn er ihm etwas schon Bekanntes noch einmal mitteilt, und ihn schließlich doch unbefriedigt läßt. Nicht völlig befriedigt würde der Leser auch sein, wenn er zwar in der Erzählung an den geeigneten Stellen Hinweise auf das Thema fände, aber nun doch genötigt wäre, sie sich selber zu einem Ganzen zusammenzusetzen. Die etwa vorhandene Scheu, die einzelnen Teile einer geschichtlichen Einheit aus ihrem Zusammenhange herauszunehmen und zu einer neuen Einheit zu verbinden, muß überwunden werden. Wie solche Gesamtbilder etwa aussehen müssen, sollen die im zweiten Abschnitte enthaltenen Proben 5 und 6 zeigen. Anders ist es natürlich, wenn ausdrücklich eine erzählende Darstellung gegeben werden soll, wie bei den Proben 1 und 2.

In Arbeiten über ein allgemeines Thema findet sich häufig ein anderer Fehler, der auch nicht geeignet ist, die Erwartung des Lesenden zu befriedigen. Wo es darauf ankommt, Urteile der Erfahrung zu erläutern, zu begründen, steht oft eine Reihe von Vorschriften, die für das Handeln des Menschen gegeben werden. Es klingt nun aus dem Munde eines noch recht jungen Mannes, wie es der Aufsatsschreiber immer ist, an sich schon etwas sonderbar und anspruchsvoll, wenn er Forderungen aufstellt. Immer aber ist anzunehmen, daß wohl keiner von ihm solche Vorschriften erwartet, die der Ältere dem Jüngeren oder der Erfahrene dem Unerfahrenen zu geben pflegt. Soll er sich über einen allgemeinen Satz aussprechen, so wünscht man von ihm eine Darlegung von Verhältnissen, die so oder so sind, von Zusammenhängen, die wirklich bestehen, von Übereinstimmungen oder Verschiedenheiten, die vorhanden sind und aufgefunden werden können. Sieht man aber, daß der Aufsatz nicht das, was ist, sondern das, was sein soll, behandelt, so muß man eine solche Ausführung für verfehlt halten. Wer z. B. den Satz auf-

gestellt hat, der wohl in irgend einem Zusammenhange vorkommen könnte: „Es ist für den Menschen gut, wenn er gelernt hat, sich Angenehmes zu versagen“, würde unrecht tun fortzufahren: „Dieser Zwang muß schon in der Jugend geübt werden. Die Kinder müssen von Eltern und Lehrern an eine gute Körperhaltung gewöhnt werden, und wenn es ihnen auch unbequem ist, so müssen sie doch dazu gezwungen werden.“ Zu betonen, was geschehen muß, hat man nur ein Recht, wenn man glaubt annehmen zu dürfen, daß der Leser, für den die Weisungen bestimmt sind, ihrer bedürfe, weil er ein falsches Verfahren einzuschlagen scheint, oder von dem Vorhandensein solcher Regeln keine Kenntnis hat. Und selbst dann würden sie noch wenig Überzeugendes für ihn haben, wenn, wie es meist der Fall ist, wo dieser Fehler vorkommt, keine Begründung hinzugefügt ist. Dazu kommt, daß durch diese Forderungen der vorhergehende Satz seinem Inhalte nach nicht im geringsten deutlicher gemacht wird. Das aber möchte der Leser grade erfahren, mit welchem Rechte der erwähnte Satz vom Verfasser aufgestellt ist. Es wäre also zweckmäßiger den Nachweis zu führen, daß derjenige von einer schlechten Haltung Nachteile hat, der nicht daran gewöhnt ist, und diesen Nachweis so zu führen, daß die Richtigkeit der ausgesprochenen Behauptung ganz einleuchtend wird und jeder Widerspruch dagegen verstummen muß, weil dadurch allein der Sache, die der Aufsatz behandelt, gedient wird. Man hüte sich also auch davor, den Schein eines erfahrenen Ratgebers oder Gesetzgebers anzunehmen, wo man besser täte, durch den Hinweis auf Vorhandenes, Beobachtetes, allgemein Gültiges das, was man behauptet hat, als wahr oder wenigstens wahrscheinlich zu erweisen.

Die bisher besprochenen Fehler stellen gewöhnlich das gute Gelingen des ganzen Aufsatze in Frage, da sie, auch der zweite meist, die ganze Anlage betreffen. Es muß aber auch im einzelnen jeder Teil und jedes Teilchen des Aufsatze auf seine Beziehung zum Thema geprüft werden und einen Inhalt haben, der die Sache, um die es sich handelt, wirklich fördert. Alles Überflüssige und erst recht alles Schädliche muß fortbleiben.

Von beidem läuft einem aber leicht etwas unter, der nicht ganz redlich bei seiner Arbeit verfährt und durch unsachliche Mittel das Urteil des Lesers beeinflussen zu wollen scheint. Überflüssig ist z. B. die nicht ganz wahre Versicherung, die sich oft am Ende der Einleitung befindet, man wolle das Thema behandeln, weil es so interessant sei. Ganz abgesehen davon, daß dies der Wahrheit nicht entspricht, die man nie verletzen darf, ist damit nicht das Geringste gewonnen. Ist der Gegenstand der Arbeit wirklich interessant, so braucht man es dem einsichtigen und verständigen Leser, für den man schreiben soll, nicht zu sagen, weil er es schon an der Überschrift erkennen kann; und tut er das etwa nicht, so würde er es sicher beim Lesen selbst merken und müßte dann in der ausdrücklichen Versicherung einen Versuch erblicken, sein unbefangenes Urteil zu beeinflussen. Auch würde mit einer solchen Redewendung, die im Grunde doch mehr von der Person als von der Sache

hergenommen ist, ebensowenig wie mit der noch ungeschickteren „Im folgenden wollen wir . . .“ kein ungezwungener, aus der Sache selbst entspringender Übergang gewonnen sein. Jedenfalls ist der Übergang, der nach einer vom Ähnlichen ausgehenden Einleitung mit einem „Ebenso“ beginnt, und noch mehr der andere, der nach einer vom Gegenteil ausgehenden Einleitung mit einem „Und doch“ zur eigentlichen Behandlung der Sache führt, bei weitem vorzuziehen.

Unfachlich und unredlich ist ferner die Übertreibung, die in den unvorsichtig gebrauchten Wörtern „immer, nie, jeder, alle, keiner“ so oft zu Tage tritt. Die Jugend ist noch nicht gewöhnt, es in allen Stücken recht genau zu nehmen, und liebt es, die Verallgemeinerung wie überhaupt die superlativische Rede von der knabenhaften Unterhaltung her beizubehalten. Es ist doch aber kein schönes Mittel, seiner Meinung dadurch Recht zu verschaffen oder sich dadurch den Anschein ausgedehntester Erfahrung zu geben, daß man als Prahler oder unehrlicher Beobachter und Beurteiler auftritt. Unredlich ist es auch, wenn man sich durch den Gebrauch vieler überflüssigen Fremdwörter den Schein der Gelehrsamkeit oder durch Häufung von Citaten (s. Anh. 3) den der Belesenheit zu geben versucht, ohne wirklich sehr gelehrt oder sehr belesen zu sein.

Ein sachlicher Inhalt verlangt nun auch eine sachliche Ausdrucksweise, d. h. auch die Art, wie man das mit der Sprache ausdrückt, was man zu sagen hat, muß sich lediglich nach der Sache richten. Wenn man richtig verstanden werden will, muß man sich gemäß den Sprachgesetzen und dem Sprachgebrauche, also sprachrichtig, ferner deutlich und angemessen ausdrücken.

Den grammatisch richtigen Gebrauch der Muttersprache sollte man sich eigentlich durch die bloße Übung aneignen können. Das würde sicherlich auch leicht möglich sein, wenigstens leichter, als es tatsächlich ist, wenn der Sprachgebrauch endgültig festgestellt wäre und sich in unveränderliche Regeln fassen ließe. Das ist aber nicht der Fall. Die lebende Sprache befindet sich in beständigem Flusse, weil zu viele Umstände sie nicht zu einem ruhigen Stande kommen lassen. Namentlich verstoßen Unzählige in mündlicher und schriftlicher Rede fortwährend gegen die Regeln, die die Grammatik geglaubt hat aufstellen zu dürfen, nämlich alle, welche eine gewisse Geringschätzung der äußern Form zur Gleichgültigkeit gegen sie, die Hast des Verkehrs zur Flüchtigkeit, das Haschen nach selbständiger Eigenart zur Willkür, Unkenntnis und übermäßiges Selbstvertrauen zu Irrtümern und Ausländerei zu voreiliger Preisgabe der heimischen Weise verleitet. Und da sie die Mehrheit bilden und viele Urteilslose und Urteilsunlustige das Neue wie eine Kleidermode willig nachmachen, gelingt es ihnen auch oft, einen neuen Gebrauch zur Geltung zu bringen. Daher sind stets Gebiete in der Grammatik vorhanden, auf denen erst ein Schwanken des Gebrauchs stattfindet und dann eine neue Redeweise die alte verdrängt. Da nun aber die Jugend noch nicht berechtigt und verpflichtet ist, an diesem Kampfe gegen Hergebrachtes teilzunehmen, wohl aber

zunächst den gegenwärtig noch als gültig verteidigten Bestand von Regeln für die Flexion, Wortbildung, Satzbildung und Wortstellung kennen zu lernen und zu üben, damit sie das fehlerhafte Neue nicht zu bereitwillig und gutgläubig annehme, erscheint es notwendig, auf die Beobachtung gewisser Regeln zu halten und dadurch die Sprache der Schüleraufsätze möglichst von den zahlreichen Verstößen und Unebenheiten frei zu halten, mit denen heutzutage die Sprache der Unterhaltungs- und Tageslitteratur zum Verdrusse eines sachkundigen und feinfühligen Lesers überladen ist. Wirken doch die oben genannten unbotmäßigen Kräfte auch in der Schülersprache schon; ja, man kann sagen, sie sind recht eigentlich dem jugendlichen Geiste eigentümlich, der sich gern über einengende Beschränkungen hinwegsetzt. Daher macht auch der zügellose moderne Stil den Eindruck des Schülerhaften, Unfertigen und Unbedachten.

Um die Möglichkeit zu bieten, sich über zwei wichtige Fragen, die für die Aufsätze der oberen Klassen besonders noch einige Schwierigkeit bieten, Auskunft zu verschaffen, sind im 1. und 2. Anhange hierzu einige Belehrungen über die Flexion des adjektivischen Attributs und über die Stellung der Satztheile zusammengestellt. Der 3. Anhang soll der Deutlichkeit zu gute kommen, die außerdem noch durch Kürze, Bestimmtheit und Anschaulichkeit des Ausdrucks erreicht wird. Damit die Sprache angemessen sei, halte sie sich ebenso frei von unnöthigen und derben Ausdrücken wie von Ziererei und Überladung. Wenn diese drei Forderungen, daß die Sprache richtig, deutlich und angemessen sei, erfüllt werden, muß ein einfacher, sachlicher, lesbarer Stil zu stande kommen, der nicht nur für die Schule ein würdiges und erreichbares Ziel darstellen kann, sondern auch für das spätere Leben noch ausreicht.

1. Anhang.

Die starke und schwache Deklination der Adjektiva.

1. Nach der **starken** Form eines Pronomens oder eines Zahlbegriffs wird das adjektivische Attribut **schwach** flektiert.

Solche Pronomina sind: der (auch als Artikel), dieser, jener, welcher, solcher; alle Possessiva. — Wegen ihres demonstrativen Sinnes werden einem Pronomen gleich geachtet und haben die schwache Form des Adjektivs hinter sich die ohne Artikel gebrauchten Adjektiva folgend, genannt, erwähnt, besagt, gedacht, vorstehend, vorig, obig. — Zu den Zahlbegriffen gehören: ein (auch als unbestimmter Artikel), kein, mancher, jeder, aller; auch die Genetive zweier, dreier.

Beispiele: Das ganze Jahr, dieses armen Weibes, dieser kleinen Knaben, jene alten Bäume, welches große Wunder, solchem groben Wirte, meines guten Vaters, unserer lieben Landsleute; folgender bekannte Ausspruch, mit genanntem jungen Manne, vorstehendes lange Gedicht, voriges ganze Jahr,

obiges französische Wort; eines schönen Tages, mancher brave Reitersmann, auf jeder zarten Blume, alles bare Geld, von allem ererbten Vermögen, alle guten Geister; zweier gleichen Größen, dreier kleinen Kinder.

Stehen zwei der genannten Pronominaladjektiva vor einem Substantivum, so behält das zweite die starke Form, wenn es (als Adjektivum gebraucht) keine schwache Form bildet; läßt es aber vor einem Substantivum die schwache Form zu, so wird es auch der Regel gemäß schwach flektiert. Also: Dieses meines Bruders, mit allem meinem Eigentum, in aller seiner Herrlichkeit, aller meiner Freunde, aller dieser Worte; dagegen: der folgende Punkt, des einen Soldaten, meiner einen Hand, einem (jedem, keinem) solchen Betrüger, eines jeden Bürgers.

Man sagt: Das alles, trotz (mit, nach, bei, in) diesem allem, trotz alledem. (Weniger gut ist trotz dem allen.) Dies beides, wer alles.

Ausnahme. Im Nom. und Akk. Plur. steht meist die starke Form nach den Pronomina welche und solche, auch nach dem gleichbedeutenden derartige, und nach den Zahlbegriffen: beide, einzelne, einige, andere, manche, etliche, mehrere, verschiedene, gewisse viele, wenige, sämtliche, jegliche; aber nicht nach alle und keine.

Beispiele: Welche schöne (schönen) Aussichten, solche bittere (bitteren) Tränen, beide blinde (blinden) Schwestern, viele alte (alten) Leute.

Am zweiter Stelle werden diese Wörter wie Adjektiva behandelt: vieler solchen, der (mancher) anderen, der (aller, einiger) einzelnen Bücher.

2. Geht keine starke Form der genannten Pronominaladjektiva voraus, so wird das adjektivische Attribut **stark** flektiert.

Beispiele: Welch (mein, dein, sein, ihr, unser, euer, ein, manch, solch, kein) schönes Land, welch schöne Aussichten, unser rechter Vater; roter Sand, tiefes Wasser, neue Kleider, mit vielem Gepäck, auf weiter Heide, ein großes Unglück, bei starker Kälte, mit frommem Sinne, mit lahmem Beine, mit ungestümem Mute, in dessen neuem Buche; ich armer Mann, mir armem Manne, mir armer Frau. Im Vokativ: Lieber Freund, teure Freunde, liebe Eltern. (Man vermeide also: Lieben Brüder, lieben Eltern.) — Welch ein reizender Anblick, solch ein edler Herr, all mein schönes Geld.

Ausnahmen. 1. Im Gen. Sing. des Mask. und Neutr. ist die schwache Form üblich geworden: Ein Mann lauterer Charakters, eine Menge roten Kohles, wegen wiederholten Diebstahls, trotz starken Frostes, eine Flasche guten Weines, die Frucht angestrengten Fleißes, Menschen starken Geistes, größtenteils, widrigenfalls. — Die starke Form hat sich zwar noch in einigen adverbialisch oder prädikativ gebrauchten Verbindungen erhalten, z. B. Heutiges Tages, reines Herzens, gutes Mutes, grades Weges, stehendes Fußes; jedoch ist die schwache Form des Adjektivs schon häufiger und darum nicht zu beanstanden: Heutigen Tages, reinen Herzens, guten Mutes u. s. w.

Die unter 1. genannten Pronominaladjektiva bilden natürlich keinen schwachen Genetiv: Welches Geistes, meines Wissens, jedes Alters, eines

Tages, einesteils, alles Ernstes, keineswegs, keinesfalls; doch sagt man meist jedenfalls und danach anderenfalls, anderenteils, seltener jedesfalls, anderesfalls, anderesteils; immer heißt es allenfalls. Man vermeide also: jeden Alters, anderen Sinnes und allen Ernstes.

Das Femin. ist von solchem Schwanken ganz frei geblieben. Man kann also nur sagen: vornehmer Abkunft, jeder Art, aller Weisheit, anderer Ansicht.

2. Im Nom. (Vok.) Plur. setzt man nach ihr die schwache Form: Ihr geliebten Tristen, ihr traulich stillen Täler, ihr braven Fischer. Nach wir zieht man die starke Form vor, doch wird auch vielfach die schwache gebraucht: Wir treue (treuen) Untertanen, wir beiden Brüder; jedoch der Regel gemäß immer: wir beide, unser beider.

Zusätze. 1. Mehrere Adjektiva vor einem Substantiv werden gleich behandelt, also entweder alle stark, oder alle schwach flektiert: Ein fröhliches neues Jahr; treuer, redlicher Diener, von altem deutschem Adel. Die Unterscheidung zwischen gutem, rotem Weine und gutem roten Weine läßt man am besten als künstlich und nutzlos fallen.

2. Substantivierte Adjektiva werden so behandelt, wie wenn das weggelassene Substantiv noch dahinter stände: Ein Gesandter, ein evangelischer Geistlicher, ein hoher Beamter, des (eines) armen Reisenden, alle Weißen, viele Weiße, alle Senkrecht, mehrere Gerade, armer Schiffbrüchiger, zweier Bedienten, wir Deutsche, ihr Wilden, das Ganze, das große Ganze, ein Ganzes, ein großes Ganzes, ein angenehmes Äußeres, eine Menge Blinder, eine Menge armer Verwundeter.

2. Anhang.

Zur Stellung der Satzteile.

Wir unterscheiden eine grammatische und eine rhetorische Stellung der Satzteile. Grammatisch nennen wir die Stellung, wenn sie einfach die grammatisch-logischen Beziehungen der Redeteile unter einander zum Ausdruck bringt, rhetorisch dagegen, wenn sie auch noch das mehr oder weniger leidenschaftliche Interesse der redenden Person ausdrücken soll.

Im folgenden sind einige Beobachtungen zu Regeln zusammengestellt, ohne daß Vollständigkeit beabsichtigt wäre, welche in ausreichender Weise über die wichtigsten Punkte belehren dürften.

I. Die grammatische Stellung der Satzteile regelt sich nach der Stellung der finiten Verbalform.

1. Die finite Verbalform steht

a. an erster Stelle (als erster Satzteil)

z. in Satzfragen und den daraus entstandenen unechten Bedingungen- und eigentlichen Wunschsätzen. „Hast du der Kinder mehr?“ — „Hab' ich des Menschen Kern erst untersucht, so

weiß ich auch sein Wollen und sein Handeln.“ — „O, läge diese Stadt erst hinter mir!“

Scheinbare Ausnahme. Behauptungen, selbst abhängig gedachte, werden bisweilen mit dem Frageton wie Fragesätze gebraucht. „Sie können sich nicht mutig selbst beschützen?“ — „Du wärst so falsch gewesen?“

- β. in Begehrungsätzen als Imperativ und Konjunktiv der Aufforderung (in der 1. Pl., doch auch in andern Personen). „Erlasset mir den Schuß!“ — „Seien wir zufrieden!“ — „Reden wir nicht mehr davon!“ — „Möge es dir gelingen!“ — „Seien Sie gütig!“ — „Geben Sie Gedankenfreiheit!“
- γ. bisweilen in begründenden Sätzen mit „doch“ und „ja“. „Tratest du doch längst das Land des Kaisers unter deine Füße.“ — „Wußt' ich's ja, du würdest deinen Knaben nicht verlegen.“

- b. an letzter Stelle in Nebensätzen aller Art.

Ausnahme. Neben einem Infinitiv steht die finite Verbalform eines zusammengesetzten Tempus der Hilfsverba nicht am Ende. „Weil er nicht hat kommen können.“ — „Ich glaube, daß ich dir den Willen werde tun müssen.“ — Ohne Infinitiv aber: „Weil er es nicht gekonnt hat.“ — „Weißt du, ob ich es wollen werde?“

- c. in allen andern Fällen an zweiter Stelle (als zweiter Satzteil); daher auch an der Spitze des Nachsatzes, weil der Vordersatz den ersten Satzteil vertritt. (Das „so“ des Nachsatzes ist nur eine zweite Sekundung des ersten Satzteils.)

Man darf also die zweite Stelle nicht durch einen Nebensatz ausfüllen, der einem zweiten Satzteile gleichsteht. Also nicht: „Pylades, als sich Orestes ausführlicher über seine Tat verbreiten will, giebt dem Gespräche schnell eine andere Wendung,“ sondern „Pylades giebt, als u. s. w.“

Daß die finite Verbalform im Hauptsatz die zweite Stelle einnimmt, von den Fällen unter a abgesehen, ist dem Deutschen so in Fleisch und Blut übergegangen, daß er in der Eile und dem Eifer des Berichtens selbst, wenn er die Sätzchen „er (ich, du u. s. w.) sagte, antwortete, fragte, rief,“ u. ä. in die direkte Rede einschleibt, so verfährt, als wäre der vorangeschickte Teil der direkten Rede der erste Satzteil, der zu dem Verbum des Sagens gehört, und regelmäßig das Verbum vor das Subjekt setzt. „sagte er, fragten wir, antwortetest du.“

2. Für die Stellung der näheren Bestimmungen des finiten Verbums gilt die Regel: Je enger die Bestimmung dem Sinne nach mit dem finiten Verbum verbunden ist, desto weiter wird sie an das Ende des Satzes geschoben.

Die notwendigen Ergänzungen des Prädikats stehen also hinter den mehr zufälligen Prädikatsbestimmungen. Daher setzt man ans Ende des Satzes (in Nebensätzen vor das finite Verbum, das da die letzte Stelle einnehmen muß,)

1) die nominalen Prädikate: „Der Krieg ist nach allgemeiner Ansicht unter allen Umständen ein Übel.“ — „Glasperlen werden (sind) von den Wilden hoch geschätzt.“ — „Der Herr nannte den Knaben im Ärger vor allen Leuten einen Toren.“ — „Der Richter sprach den Angeklagten wider Erwarten frei.“ — „Ich habe dich je und je geliebt.“ — Ebenso die einem nominalen Prädikate gleichstehenden präpositionalen Ausdrücke mit „für“ bei „halten“ u. a. und „zu“ bei „machen“ u. a., sowie die vergleichende Ergänzung mit „als“ bei „bezeichnen, schätzen“ u. a.

2) die trennbaren Adverbia und adverbial gebrauchten Präpositionen der zusammengesetzten Verba wie heimkehren, zurückschicken, beistehen, ausbleiben u. a., sowie die präpositionalen Ausdrücke, die manche Verba als notwendige Ergänzung zu sich nehmen, z. B. gewöhnen an, erfüllen mit, befreien von, schützen vor, danken für, zürnen um, fragen nach, u. a. „Der Sohn kehrte am folgenden Tage unverrichteter Sache nach Hause zurück.“ — „Er befreite die Ängstlichen von ihrer Sorge.“ Ebenso Adverbia und adverbial Ausdrücke, die mit dem Verbum zusammen einen Begriff ausmachen. „Das Kleid steht dem Mädchen gut.“ — „Begegne dem Unglücklichen freundlich!“

3) Ortsbestimmungen bei gewissen Verben. „Er lag mit vier andern die ganze Nacht auf dem bloßen Erdboden (auf der Lauer).“ — „Wir schicken heute mit Zustimmung des Vaters einen Brief in die Stadt (an den lieben Freund).“

4) die Objekte im Genitiv, Akkusativ und Dativ. „Wir gedenken am heutigen Tage mit besonderer Ehrfurcht der Gefallenen.“ — „Blücher überschritt in der Nacht auf einer Schiffbrücke den Rhein.“ — Hierher gehört auch der Infinitiv (als Akkusativobjekt) nach den Hilfsverben. „Man soll den Tag nicht vor dem Abend loben.“

Sind mehrere Objekte in demselben Satze, so geht das Sachobjekt dem Personenobjekt der Bedeutung nach vor, steht also hinter ihm. „Er belehrte den Knaben eines Besseren.“ — „Der Bogt beraubte den alten Mann des Augenlichtes.“ — „Der Mönch lehrte die Fürstin die lateinische Sprache.“

Das Dativobjekt steht vor dem Akkusativobjekt. „Aristides leistete dem Vaterlande die wertvollsten Dienste.“ — „Wir wollen dem Vaterlande unser ganzes Leben weihen.“ — „Der gehegte Hirsch zeigt der Meute sein gefürchtetes Geweih.“

Die zufälligen Prädikatsbestimmungen stehen, wie die Beispiele zeigen, vor der letzten notwendigen Ergänzung, treten aber auch oft noch weiter nach vorn; nur vor den Dativ schieben sie sich nicht ein.

„Wir widerstreben dem Könige vergebens; die Welt gehört dem Könige trotz aller Feinde.“

Ausnahme. Die Personalpronomina als Objekte bleiben möglichst weit vorn im Satz stehen, gehen also als Akkusative allen andern Ergänzungen und Bestimmungen voran, auch den Dativen. „Der Knecht sagte es dem Herrn.“ — „Ich zeigte sie ihm.“ — „Wir schicken ihn heute noch mit einem Briefe in die Stadt.“ — „Wir gedenken ihrer heute.“ — „Wir wollen ihrer heute gedenken.“ — „Er hat mich mit eigener Lebensgefahr gerettet.“ — „Warum sollten wir uns nicht unter die Jubelnden mischen?“ — „Wer will sich auf das Meer hinauswagen?“ — „Wer kann sich darüber täuschen?“

In Nebensätzen stehen diese Pronomina sogar noch vor dem Subjekt, ausgenommen wenn dies selbst ein Personalpronomen ist, und natürlich, wenn es als Relativum oder Fragepronomen selber Subjekt ist. „Wo (weil, ob) ihn die Reiter gefangen nehmen wollten.“ — „Wenn dich die bösen Buben locken.“ — „Wenn sich zwei Herzen scheiden.“ — „Ob wir uns noch einmal wieder sehen.“ — „Was sich der Mann gedacht hat.“ — „Ehe sie sich trennen.“ — „Was ich mir denke.“ — „Als es ihm der Bote sagte.“ — „Als dich uns ein guter Engel sandte.“ — „Wenn sie sich mir nicht fügen wollen.“

Darum steht auch das Personalpronomen bei dem mehrfach bekleideten Infinitiv vor allen Bekleidungen. „Er lehnte es ab, sich unter diesen Bedingungen mit uns zu vergleichen.“ — „Wir sind es nicht gewöhnt, uns die Menschen ohne alle äußerlichkeiten, wie Schönheit, Rang und Reichthum vorzustellen.“

Namentlich das Wörtchen „sich“ wird oft nicht auf seinen Platz gestellt. In der gesprochenen Rede läßt es sich ertragen, wenn „sich“ zu spät erscheint, weil man es dem Sprechenden verzeiht, daß er beim Anfang des Satzes noch nicht genau wußte, er würde hernach ein Verbum gebrauchen, das das Reflexivum bei sich haben muß. Also gesprochen ist entschuldbar: „Es ist ein tragisches Geschick, daß grade die Besten, von dem Gefühle der Ede des Daseins, der Vergeblichkeit alles Strebens, der Vergänglichkeit alles Irdischen befallen, sich mutlos und einsam fühlen.“ Geschrieben werden muß aber: „daß sich grade“ Ebenso muß der Satz: „Unzählig sind die Klagen, welche zu allen Zeiten über die Nichtigkeit des menschlichen Strebens und Lebens sich erhoben haben“ dadurch verbessert werden, daß „sich“ gleich hinter das Relativ gestellt wird. Daß die Deutlichkeit und Durchsichtigkeit des Satzes darunter leide, ist eigentlich nicht zu behaupten.

3. Das Subjekt steht immer so weit als möglich vorn im Satz. Also in Hauptsätzen an erster Stelle, wenn diese nicht von einem andern Satzteil eingenommen wird, wie in den Fällen unter 1., und wenn aus rhetor-

rischen Gründen ein anderer Satzteil an die Spitze gerückt ist (s. II); steht es aber nicht an erster Stelle, so tritt es gleich hinter die finite Verbalform.

In Nebensätzen steht das Subjekt auch an erster Stelle. Selbstverständlich zunächst dann, wenn es als Relativ (oder Fragepronomen) den Nebensatz eröffnen muß: „Wer allzuviel bedenkt, wird wenig leisten.“ — „Keiner weiß, welches Schicksal ihn einst treffen kann.“ Sonst steht es unmittelbar hinter der Konjunktion oder der relativen und interrogativen Einleitung; nur die Personalpronomen treten davor (s. 2. Ausnahme, Abs. 2). Hiermit hängt es zusammen, daß man nicht unmittelbar hinter einer unterordnenden Konjunktion einen zweiten konjunkionalen Nebensatz einschieben soll. Man vermeidet i. a. Sätze wie „weil, wenn ich reden wollte, ich es auch könnte,“ „da, nachdem die Feinde besiegt waren, der Weg nach der feindlichen Hauptstadt offen stand,“ und zwar deshalb, weil diese zweiten Nebensätze eine adverbiale Bestimmung vertreten, die selbst erst hinter dem Subjekte stehen würden. Man zieht also vor zu sagen: „weil ich, wenn ich reden wollte, es auch könnte“ und „da der Weg nach der feindlichen Hauptstadt, nachdem die Feinde besiegt waren, offen stand.“ Aber ein Relativsatz, der das Subjekt vertritt, darf eingeschoben werden: „weil, was irdisch ist, nie Bestand hat.“

II. Die rhetorische Stellung der Satzteile entsteht, wenn der Redende aus irgend einem Interesse von der grammatischen abweicht. Die wichtigste Änderung besteht darin, daß man nicht das Subjekt, sondern irgend einen andern Satzteil an die erste Stelle setzt. Dann tritt das Subjekt gleich hinter die finite Verbalform: „Einen Toren nannte der Herr den Knaben u. s. w.“ — „Im Ärger nannte der Herr den Knaben u. s. w.“ — „Frei hat der Richter den Angeklagten gesprochen.“ — „Den Angeklagten sprach der Richter frei.“ — Auch in Begehrungssätzen (I, 1, a, β): „Setzt, Retter, hilf dir selbst!“ —

Wenn aber ein Personalpronomen als Objekt (Akk., Dat. oder Gen.) im Satze ist, bleibt dies bei der finiten Verbalform stehen, und das Subjekt rückt eine Stelle weiter: „Einen Toren nannte ihn der Herr.“ — „Wider Erwarten hat dich der Richter freigesprochen.“ — „Mit Lebensgefahr hat mich der Freund aus den Flammen gerettet.“ — „Heute hat mir das Glück gelächelt.“ — „Mit Anerkennung gedachte seiner der Redner.“ Jedoch läßt sich ein Personalpronomen als Subjekt nicht an die vierte Stelle rücken: „Mit Lebensgefahr hat er mich (habe ich euch) gerettet.“ — „Heute hat es mir gelächelt.“ — „Mit Anerkennung gedachten wir seiner.“ Bisweilen darf das Subjekt auch sonst weiter an das Ende gerückt werden, z. B. „Ohne einige Rücksichtslosigkeit (1) wird (2) eigentlich nie in der Welt (3) etwas Großes (4) vollbracht.“

Auch die hinter der finiten Verbalform stehenden Satzteile kann man,

meist um einen von ihnen durch die Stellung mehr hervorzuheben, anders stellen, als die grammatische Stellung vorschreibt. „Blücher überschritt den Rhein auf einer Schiffbrücke.“ Aber ohne einen erkennbaren Grund darf man das nicht tun. Wer einen Satzteil an das Ende setzt, wo eigentlich ein anderer das Recht hätte, giebt ihm dadurch ein größeres Gewicht, das auch beim Sprechen durch eine deutlich stärkere Betonung bemerkbar gemacht wird. Daran, ob diese Betonung gerechtfertigt ist, wenn man den Satz laut ausspricht, kann man ermesen, ob man die rhetorische Stellung anwenden darf. „Wir geben das Brot einem Bedürftigen“ ist etwas anderes als „Wir geben einem Bedürftigen das Brot“. Wenn kein Grund für eine von der grammatischen abweichende Stellung vorhanden ist, den man klar mit Worten angeben könnte, tut man besser, die grammatische Stellung beizubehalten. Das gilt besonders auch vom Nebensatz, in dem sonst auch rhetorische Stellung zur Anwendung kommen kann. Im allgemeinen ist nur die Verschiebung des Subjekts aus der ersten Stelle hinter die finite Verbalform zu gunsten eines andern Satzteils ohne Bedenken zu gestatten; Gründe, die dazu nötigen, bieten sich in zusammenhängender Rede leicht und häufig von selber.

Einer noch größeren Freiheit bedient sich die dichterische und die pathetische Prosasprache. Beide kommen aber für die Aufsätze kaum in Betracht.

Anmerkung. Das Wörtchen „nicht“ ist ursprünglich freilich ein Wort substantivischer Art. Es ist aber nach dem heutigen Sprachgebrauche kaum noch als ein selbständiger Satzteil anzusehen. Wenn es zu einem einzelnen Worte oder Satzteile gehört, steht es ausnahmslos davor. „Mein Gruß galt nicht dir, sondern deinem Freunde.“ — „Es sind nicht alle frei, die ihrer Ketten spotten.“ — So „nicht nur, nicht mehr, nicht immer, nicht einmal.“ Gehört es aber zum Prädikate, so steht es vor dem prädikativen Nomen und den ihm nahestehenden präpositionalen Ausdrücken, ebenso vor den Prädikatsergänzungen, aber hinter den Objekten. „Ich bin noch nicht müde.“ — „Die Feinde wurden nicht vertrieben.“ — „Man nannte ihn nicht König.“ — „Ich halte dich nicht für unglücklich.“ — „Wir kehren nicht nach Hause zurück.“ — „Mein Geist gewöhnt sich nicht hierher.“ — „Zürne dem Kinde nicht wegen seiner Ungeheuerlichkeit!“ — „Wir konnten den Feind nicht aus dem Lande jagen.“ — Wenn man den hinter „nicht“ stehenden Satzteil an die erste Stelle rückt, entscheidet man leicht, ob die Negation nur zu einem einzelnen Satzteile oder zu der ganzen Aussage gehört. Im ersten Falle nimmt nämlich das „nicht“ an der Umstellung teil, im anderen bleibt es an seiner Stelle: „Nicht hier findest du das Glück.“ — „Nicht alle sind frei.“ — Dagegen: „Müde bin ich noch nicht.“ — „Nach Hause kehren wir nicht zurück.“ — Selbst, wenn das verbale Prädikat an erster Stelle steht, bleibt das „nicht“ hinter ihm: „Zerstöre mir meine Reise nicht!“ — „Kehre nicht hierher zurück!“ — „Seien wir nicht ungerecht!“ — Daraus ergibt sich, daß die Negation allein nicht den ersten Satzteil ausmachen darf. Man vermeide also: „Nicht leben die Menschen ohne Furcht.“ — „Nicht hört der Sünder

die Stimme des Gewissens." — So etwas darf sich nur die gehobene Sprache der Dichter und Redner erlauben: „Nicht hoffe, wer des Drachen Zähne ißt, Erfreuliches zu ernten!" — Dagegen füllt „nie" natürlich die erste Stelle aus: „Nie fehre ich zurück." — „Nie suche Streit!" (Rhet. Stell.). — In Nebenätzen darf „nicht" ebensowenig an erster Stelle stehen; es kann nur dann gleich auf die Konjunktion folgen, wenn es nur den nächsten Satzteil, also meist das Subjekt, verneint: „da nicht jeder so geschickt ist." — „weil nicht jedem zu trauen ist." — Wer viele lateinische Sätze mit *ne* und *nisi* übersetzt hat, neigt dazu, im Deutschen das „nicht" gleich hinter „daß, damit, wenn" zu setzen. Man muß aber der Regel gemäß sagen: „damit er nicht erschrecke." — „damit er nicht zu spät komme." — „daß dich nicht ein Unfall treffe." — „wenn wir dem Armen nicht helfen können." — „daß sich das Unheil nicht weiter verbreite." —

3. Anhang.

Nachweis, Beispiel und Citat.

Eines Nachweises bedürfen Behauptungen, deren Richtigkeit vorausichtlich nicht ohne weiteres vom Leser zugegeben wird, ohne daß doch ein logischer Beweis dafür nötig oder möglich ist. Wenn z. B. über Personen der Geschichte oder einer Dichtung Urteile gefällt werden, die entweder der herkömmlichen Auffassung widerstreiten oder überhaupt ganz neu sind, z. B. „Karl der Große war ein ungerechter und grausamer Gewaltherrscher" oder „Fridolin in Schillers Gang nach dem Eisenhammer verdiente eigentlich das Lob des Grafen nicht", so müssen sie als richtig nachgewiesen werden; wenigstens muß der Versuch gemacht werden, ihre Berechtigung nachzuweisen. Ob das wirklich gelingt, ist freilich eine andere Frage. Es soll hier nur auf die Verpflichtung hingewiesen werden, die demjenigen obliegt, der solche Behauptungen glaubt aufstellen zu müssen. Er würde sich, wenn er es unterließe, den Nachweis zu führen, dem Vorwurfe aussetzen, nicht richtig urteilen zu können oder ein Ansehen zu beanspruchen, das ihm nicht gebührte. Solche Fälle wie die angeführten sind nun wohl in Aufsätzen selten; häufig aber kommt es vor, daß über Personen oder Vorgänge in Dichtungen Behauptungen aufgestellt werden, die dem Leser zwar nicht unrichtig erscheinen, deren Zuverlässigkeit er aber doch gern nachprüfen möchte, oder denen er mit einigem Zweifel begegnet, so daß der Wunsch in ihm rege wird zu erfahren, wie sich die Ansicht des Aufsatzschreibers wahrscheinlich machen läßt. Da darf nun ein solcher Nachweis nicht fortgelassen werden. Wer etwa behauptet: „Die Annahme, der Kurfürst in Kleists Prinzen von Homburg habe wirklich die Absicht, den Prinzen hinrichten zu lassen, würde mit seinem sonstigen Verhalten nicht im Einklange stehen", muß nun auch diejenigen Handlungen und Äußerungen des Kurfürsten, die jener Annahme widersprechen, anführen.

Und wenn er das unterließe, würde er eine wohlberechtigte, aus der Sache selbst entspringende Forderung unerfüllt lassen; er würde nämlich versäumen, Zweifel an der Richtigkeit seiner Behauptung zu verhüten, die auf die Beurteilung der ganzen Arbeit nachteilig einwirken könnten.

Etwas anders verhält es sich mit dem Beispiel und dem Citat, die namentlich in Aufsätzen allgemeinen Inhalts ihre Stelle finden. Beide haben mit einander gemein, daß sie zwar nicht eigentlich zum notwendigen Gedankeninhalte des Aufsatzes gehören und auch nicht unerläßliche Erläuterungen des Gesagten enthalten, sondern mehr einen willkommenen Schmuck der Darstellung ausmachen, indem das aus der konkreten Welt gegriffene Beispiel die etwas trockene und kalte Reihe abstrakter Gedanken wohlthuend belebt und erwärmt, während das Citat die leicht etwas blaß ausfallende Wiedergabe allgemeiner Gedanken mit eigenen Worten durch schön gefärbte und leuchtende Blumen, die oft im Dichtergarten gepflückt sind, anmutig unterbricht. Aber beide dienen doch auch dazu, das Gesagte deutlicher zu machen, und insofern rechtfertigt sich ihre Behandlung an dieser Stelle.

In Aufsätzen allgemeinen Inhalts fordert nämlich oft die Deutlichkeit, einen ausgesprochenen allgemeinen Satz durch ein Beispiel zu erläutern, das aus der Geschichte, der Litteratur oder dem gewöhnlichen Leben entnommen wird. Da solche Behauptungen gewöhnlich Erfahrungssätze sind, eignen sich hinzugefügte passende Beispiele sehr gut dazu, die Richtigkeit der behaupteten Erfahrungsweisheit zu stützen. So könnte man den Satz, daß viele vom Glück begünstigte Leute die Mittel, die ihnen das Glück in den Schoß geworfen hat, überschätzen und alles Unheil damit fern halten zu können glauben, durch das Beispiel des Krösus, und den Satz, daß sie sich oft in den Menschen täuschen und irrigerweise tödliche Feinde für gute Freunde halten, durch das Beispiel Wallensteins bestätigen lassen. Solche Beispiele gleichen den Abbildungen in einem Buche. Sie tragen ebenso wie diese dazu bei, den eigentlichen Text leichter verständlich zu machen, und ihre Auswahl und Menge richtet sich ebenfalls nach der in der Sache selbst liegenden Schwierigkeit. Bisweilen ist eine gewisse Fülle erwünscht, wenn nämlich die Behauptung eine Art Nachweis durch Aufzählung zahlreicherer Fälle verlangt, weil das einzelne Beispiel zu leicht als einmal vorgekommene Ausnahme aufgefaßt werden könnte; aber eine selbständige Geltung können Beispiele nicht beanspruchen. Für die Art, wie Beispiele angeführt werden, sind einige Vorschriften erforderlich, weil grade die ungeschickte Behandlung den guten Eindruck wieder verwischen kann, den ein sonst wohl passend gewähltes Beispiel machen würde.

1. Beispiele bedürfen i. a. keiner besondern Einführung, weder der Aufforderung an den Leser, seine Aufmerksamkeit auf ein bestimmtes Gebiet zu richten, noch der Versicherung, daß Beispiele angeführt werden können, noch der Angabe, daß man zahlreiche Beispiele anführen könnte, sich aber mit einem oder wenigen begnügen wolle. Also fange man nicht an: „Nun wir doch einmal einen Blick in die Geschichte und richten wir unser Augenmerk

auf den Zug Napoleons gegen Rußland!" „Wir können hier . . . anführen.“ „Ein anderes Beispiel könnte man aus der Geschichte der römischen Republik entlehnen.“ „Als Beispiel läßt sich die Schlacht bei Salamis verwenden.“ „Diese Behauptung wird durch zahlreiche Beispiele bestätigt.“ „Es giebt viele Beispiele, die wir hier anführen können.“ Alle diese Redewendungen sind überflüssig; sie machen nichts klarer, weil jeder das ohne Einführung, höchstens einmal durch ein einfaches „wie“ oder „z. B.“ eingeleitete Beispiel doch sofort als ein solches erkennt. Nur wenn man auf die Anführung einzelner Fälle verzichten und nur allgemein auf die Geschichte oder Natur oder das Leben hinweisen will, ist eine derartige Wendung erträglich (s. u. Nr. IV).

2. Überflüssig und darum zu vermeiden ist es, ein Urteil über die Trefflichkeit oder besonders geeignete Natur des gewählten Beispiels vorauszuschicken; es müßte denn sein, daß man statt zahlloser gleich gearteter Beispiele ein besonders und erheblich hervorstechendes glaubt anführen zu können (s. u. Nr. VI).

3. Kann das gewählte Beispiel i. a. als bekannt vorausgesetzt werden, so hebe man nur das für den vorliegenden Fall Passende hervor und lasse sich nicht auf eine zu einer selbständigen Erzählung ausgebildeten Wiedergabe historischer oder litterarischer Kenntnisse ein. Nur das wenig Bekannte darf ausführlicher mitgeteilt werden (s. u. Nr. VIII). Auch Beispiele aus dem Leben seien kurz und beschränken sich auf das Notwendigste. Wer aus dem Beispiel Nr. IX eine ausgeführte Geschichte machen wollte, würde seinen Wert erheblich vermindern.

4. Endlich vermeide man es, bei einer Reihe von Beispielen, die man glaubt anführen zu müssen, eine Art von Einteilung vorzunehmen. Also nicht: „Schon die Geschichte der alten Griechen bietet viele Beispiele . . . Ebenso finden wir in der Geschichte des Mittelalters und der Neuzeit . . . Aber nicht nur die Geschichte aller Zeiten bietet uns Beweise für unsere Behauptung, sondern auch in der Natur haben wir überall Beispiele vor Augen . . .“ Solche Behandlung scheint dem Beispiele einen Wert beizulegen, der ihm nicht zukommt, den eines selbständigen Teiles.

Als Muster können folgende mit geringer Änderung aus Büchern entnommenen Beispiele dienen:

I. Jede Kunst, jede Wissenschaft erfordert Fleiß, Mühe, Übung; auch Dichter und Redner wurden nie ohne Fleiß groß. Sie zeichneten sich meist auf mehreren Gebieten aus, deren Beherrschung nicht ohne Fleiß zu erreichen war. Der Wiederhersteller unserer Dichtkunst, Opiß, schrieb schön Latein, kannte die Alten und machte, wo nicht bessere, so gewiß ebenso gute lateinische als deutsche Verse; Haller war gewiß ein großer Gelehrter, Weltweiser, Arzt, Naturlehrer, Botaniker, Dichter; der ältere Schlegel übersezte den Sophokles schon auf der Schule und studierte seine Kunst in den Alten. In welchem Fach der Gelehrsamkeit hat sich nicht Lessing gezeigt? Dichtkunst und Schön-

schreiberei war vielleicht das Geringste, was man an ihm loben konnte. Unter den Engländern war Milton ein ebenso großer Weltweiser und Staatsmann als Dichter; und wer hat nicht Ehrfurcht vor den großen Namen Grotius, Erasmus! Grotius war Theolog, Jurist, Staatsmann, Geschichtschreiber, Altertumskenner und Weltweiser gewiß in einem so hohen Grade, als er Dichter war.

II. Es ist erstaunlich, wie wenig an materiellen Gütern uns zur Erhaltung des Lebens wirklich notwendig ist, wenn wir alles in Abzug bringen, dessen wir aus Gewohnheit oder Einbildung zu bedürfen glauben. Als Sokrates viele Schätze vorbeitragen sah, rief er aus: „Wie vieles giebt es doch, wonach ich kein Verlangen trage!“ Und von echter Seelengröße zeugt die Bitte des Diogenes, als ihm Alexander einen Wunsch frei stellte, er möge beiseite treten, um ihm die Sonne nicht zu verdecken.

III. Was uns mißfällt und Unbehagen verursacht, ist unstreitig eindringlicher als das Gefällige und Angenehme; daher kann man auch aus schlechten Beispielen Nutzen ziehen. Der, welcher einmal sah, wie ein Tier unmenschlich behandelt wurde, oder das grobe und unverständige Benehmen eines gemeinen Menschen vor Augen hatte, empfängt gewöhnlich einen so abschreckenden Eindruck, daß er nicht leicht das Gleiche tun wird.

IV. Freiheit aller ist nur möglich durch eine vernünftige, gleichmäßige Beschränkung der Freiheit jedes einzelnen; jedes Übermaß der Freiheit des einzelnen führt zu Tyrannei und Knechtschaft. Die Geschichte der alten und mittelalterlichen Republiken, etwa auf dem Peloponnes und in Italien lehrt, daß Demagogen stets, wenn sie im Namen der Freiheit zur Herrschaft gelangten, größere Tyrannen wurden als ihre Widersacher.

V. Schätzenswerter noch als die natürliche und unbewußte Unschuld ist am Manne der kräftig ausgebildete Wille zum Guten, der Widerstand gegen Versuchungen der Sinnlichkeit, Standhaftigkeit im Leiden und Geringschätzung der eiteln und vergänglichen Dinge. Sokrates, ein Meister in der Selbstbeherrschung und Tugend, der, wie er selbst von sich sagte, von Natur sehr zum Laster geneigt, seine Anlagen nur durch eine an sich selbst geübte Erziehung zum Guten verbessert hat, Don Cesar, der in der Braut von Messina den Lockungen siegreich widersteht, die ihn ans Leben fesseln könnten, Odysseus, dem kein Unglück, kein Verlust die Sehnsucht nach der Heimat rauben konnte, Solon, der im fabelhaftesten Reichtum keine Gewähr des Glückes erblickte, verdienen unsere Bewunderung in höherem Grade als diejenigen, deren fast mühelos errungene Tugend niemals in ernstliche Gefahr geraten ist.

VI. Die größte Dankbarkeit schulden wir denen, die uns selbstlose Liebe und Hingebung erwiesen haben, also vor allen den Eltern. Ein schönes Beispiel kindlichen Empfindens ist der Ausspruch des Epaminondas, daß die größte Befriedigung seines Lebens die Freude gewesen sei, welche er seinen Eltern durch den Sieg bei Leuktra bereitet habe.

VII. Die Furcht vor dem Tode wird geringer in Zeiten des Krieges,

verheerender Krankheiten und allgemeinen Unglücks, wenn die idealen Güter höhere Geltung erlangen und alles Nichtige und Eitle im Preise sinkt. Die Zeit der Schreckensherrschaft in Paris bot die Erscheinung, daß viele Schlachtopfer der Guillotine, darunter verwöhnte Frauen, scherzend und singend in den Tod gingen.

VIII. Es giebt geborene Herren und Knechte; denn nur die Gesinnung, nicht das Geschick macht sie dazu. Als Diogenes, im Kriege gefangen, verkauft werden sollte und der Ausrufer ihn fragte, wozu er brauchbar sei, antwortete er: „Den Menschen zu befehlen; rufe aus, ob jemand hier ist, der sich einen Herrn kaufen möchte!“

IX. Viele giebt es, bei denen nicht harte Selbstsucht und völlige Abwesenheit von Menschenliebe den Mangel hülfreicher Teilnahme verschuldet haben, sondern fehlende Gewohnheit, Bequemlichkeit und mancherlei Bedenken und Furcht. Sie haben nie den Weg zurückgelegt, der vom Mitleid zur Miltätigkeit führt, sie haben nicht gelernt, daß es, um schön zu handeln, nicht nur des guten Zweckes, sondern auch der starken und mutigen Ausföhrung bedarf. Sie sind wohl auch mit guten Ratschlägen freigebig, wissen aber nicht, daß man, wie Sokrates sagt, „nicht durch Worte, sondern durch Taten seine Liebe zu andern beweisen muß“.

Unter Citaten schließlich versteht man im weiteren Sinne alle Anführungen von Aussprüchen eines andern, wenn sie nicht als wesentlicher Teil zu einer Erzählung oder Beschreibung gehören. Dazu würden also die im 1. Teile dieses Anhanges besprochenen Nachweise zu rechnen sein. Citate im engern Sinne, von denen hier bloß die Rede sein soll, sind Aussprüche, durch deren Anführung man das Wohlwollen des Lesers zu gewinnen sucht, ohne grade durch den Zusammenhang der Auseinandersetzung dazu gezwungen zu sein. Entweder legt man ihnen wegen der angenommenen Wahrheit ihres Inhalts einen so großen Wert bei, daß man glaubt sie zu Stützen der eigenen Ansicht benutzen zu dürfen, oder sie zeichnen sich durch die Eigentümlichkeit ihrer Form so vorteilhaft aus, daß sie geeignet erscheinen, dem Leser die eigene Ansicht zu empfehlen oder interessant zu machen, wenn man sie damit in Verbindung bringt. Solche Aussprüche, mögen sie nun Sprichwörter oder Inschriften, Worte von Dichtern oder von andern erhabenen Geistern sein, besitzen demnach an sich keine beweisende Kraft, d. h. sie können nicht als logische Gründe verwendet werden, aus deren Einsicht sich die Richtigkeit eines Urteils von selbst ergäbe. Daher darf man nicht schreiben: „Für das Vaterland geben viele gern ihr Leben hin, denn Horaz sagt: Dulce et decorum est pro patria mori.“ Damit würde man zu behaupten scheinen, daß viele ihr Leben deshalb hingeben, weil Horaz diesen Ausspruch getan hat. Ein Urteil wird noch nicht einmal in seiner logischen Berechtigung einleuchtender, wenn man eine ganze Reihe von Aussprüchen bedeutender Männer anführen kann. Daher darf man auch nicht schreiben: „Die Wahrheit dieser Behauptung wird durch zahlreiche Aussprüche von Dichtern bewiesen“ o. ä. Vielmehr kann

man sich nur auf die Ansicht eines bedeutenden Mannes stützen und durch sie der eigenen mehr Gewicht verleihen, wenn man zeigt, daß man nicht allein mit seiner Meinung dasteht. Nur insofern der angeführte Satz allgemein bekannt ist, man auch voraussetzen darf, daß der Leser die Wahrheit des citierten Wortes durch früheres Nachdenken entdeckt und zugegeben hat, kann man hoffen, für die eigene Ansicht einen Teil der dem Schöpfer des citierten Wortes zukommenden Anerkennung auf sich übertragen zu sehen, und darf dann allenfalls durch ein hinzugefügtes „denn“ andeuten, daß man sich dieser Hoffnung hingeben zu dürfen glaubt. So kann man z. B. schreiben: „Leider ruft oft eine Lüge eine zweite und dritte hervor, führt schließlich wohl gar zu noch schlimmeren Sünden, Diebstahl, Unterschlagung oder Mord. Denn

Das eben ist der Fluch der bösen Tat,
Daß sie fortzeugend Böses muß gebären.“

Häufiger spricht man eine allgemeine Wahrheit vorher selbst aus und fügt dann die Sentenz hinzu: „Noch keiner hat gelebt, der vollkommen glücklich war. Nihil est ab omni parte beatum.“ Besonders liebt man dies, wenn das angeführte Wort die vom Schreibenden vertretene Ansicht recht kurz und treffend wiedergiebt, wie in dem eben angeführten Falle oder auch in folgendem: „Der Tod ist allen gemeinsam. Ab humando humanitas steht über dem Kirchhofe der Antella bei Florenz.“ Oder wenn das Citat in sehr ansprechender Form abgefaßt ist, z. B.: „Wer nicht imstande ist sich einem Kunstwerke in gewissem Grade hinzugeben und ein irgendwie sachlich berechtigtes Urteil zu fällen, dem bleibt auch die Schönheit der vollendetsten Werke der Kunst ewig verhüllt.

„Der allein besitzt die Musen,
Der sie trägt im warmen Busen;
Dem Vandalen sind sie Stein.“

Eine besondere Einführung ist an sich so wenig nötig wie die Angabe des Fundortes. Beide empfehlen sich aber bisweilen aus gewissen grade vorliegenden Gründen. So war soeben der Fundort des Wortes Ab humando humanitas passend hinzugefügt, weil er nicht als allgemein bekannt vorausgesetzt werden konnte, und bei folgendem Beispiel ist es passend die Urheber der Worte zu unterscheiden: „Die stille Macht, mit der edle Frauen, selbst in bescheidenen und ärmlichen Häuslichkeiten, wirken können, indem sie alles mit Anmut und reiner Seele tun, muß auf Familien und Geschlechter veredelnd einwirken. Goethe bekräftigt diese Meinung, wenn er singt:

Denn das Naturell der Frauen
Ist so nah der Kunst verwandt,

und Schiller, wenn er in höherem Tone von ihnen rühmt:

Und in der Grazie züchtigem Schleier
Nähren sie wachsam das ewige Feuer
Schöner Gefühle mit heiliger Hand.“

Wiseisen wird statt der Ausführung mit eigenen Worten das Citat selbst gleich in den Zusammenhang der Rede aufgenommen: „Von jeder Stunde unseres Lebens gilt der Satz *omnes vulnerant, una nocet*, wie die Inschrift an einer Sonnenuhr besagt.“ Oder noch deutlicher: Vortrefflich hat Horaz den rechtschaffenen Mann geschildert:

*Sapiens, sibi qui imperiosus,
Quem neque pauperies neque mors neque vincula terrent,
Responsare cupidinibus, contemnere honores
Fortis, et in se ipso totus, teres atque rotundus.*“

Öfters ist es auch nur ein einzelner Ausdruck, der in die Rede aufgenommen wird, weil er recht besonders passend zu sein scheint die eigene Meinung auszudrücken: „Über die Daseinsbedingungen kann sich keiner erheben; wir kleben am Staube, und als Gewicht hängt uns an den Füßen „das, was uns alle bändiget, das Gemeine.“ — „Indem mit zunehmendem Alter die Fähigkeiten mehr und mehr abnehmen, werden die Tage gleichförmiger; das Wenige, was bleibt, mag noch eine Zeit lang als „schöne, freundliche Gewohnheit des Daseins“ wert erscheinen, aber allmählich tritt eine Sättigung ein.“

Die Citate zu häufen ist nicht zu raten. Man könnte dadurch den Schein der Unredlichkeit auf sich laden, indem man belesener zu sein vorgiebt, als man in Wirklichkeit ist. Es ist selbst etwas gewagt, wenn ein gereifter und viel belesener Mann etwa in folgender Weise schreibt: „So lange wir jung sind, locken uns Ruhm, Reichthum und Genuß, bis wir die Erfahrung machen, daß die kurzen Befriedigungen der Leidenschaft und die Erfolge des Ehrgeizes vorübergehend sind und nur zu stets neuem Begehren führen:

So tauml' ich von Begierde zu Genuß
Und im Genuß verschmacht' ich nach Begierde;

sie lassen das Herz öde und die Sehnsucht nach Glück ungestillt. Kräftige Naturen lernen dann verstehen, daß eine *aurea mediocritas* ohne die Unruhen und Sorgen menschlicher Größe begehrenswerter ist als Ruhm und Reichthum und *otium et libertas* besser als Macht und Einfluß. „Die im Verborgenen leben, lösen des Lebens Rätsel am ersten, und die Vergessenheit ist die Gotttheit der Glücklichen.“ (E. Tegnér.) Th. a Kempis sagt: „Der Stolz und im Geist Demüthige lebt in der Fülle des Friedens.“

*Beatus ille, qui procul negotiis
Ut prisca gens mortalium
Paterna rura bobus exercet suis,
Solutus omni foenere.*

Schwache Naturen aber verfallen, wenn sie alle Täuschungen der Einbildung gekostet haben und unbefriedigt geblieben sind, dem Pessimismus, wie er sich in Lamartines Versen ausspricht:

Mon coeur lassé de tout, même de l'espérance,
N'ira plus de ses vœux importuner le sort.
Prêter moi seulement, vallons de mon enfance,
Un asile d'un jour pour attendre la mort.

Für sie giebt es keine bessere Grabchrift als die im Lateran aufbewahrte jenes Römers:

„Inveni portum; spes et fortuna, valete!
Sat me lusistis; ludite nunc alios!“

Etwas anderes ist es natürlich, wenn durch eine Anzahl von Citaten die Richtigkeit der Behauptung nachgewiesen werden soll, daß eine gewisse Ansicht bei vielen Schriftstellern wiederkehre. Wie z. B.: „Unzählig sind die Klagen, welche zu allen Zeiten über die Richtigkeit des menschlichen Strebens und Lebens erklingen sind. Pindar sagt: *σὺν ὅνυχρ ἄνθρωποι*, und Horaz: *Pulvis et umbra sumus*. Der Kaiser Septimius Severus klagte: *Omnia fui et nihil expedit*, und König Salomo rief sein: *Alles ist eitel*. „Rauch ist alles irdische Wesen“ sagt Schiller, und Goethe klagt: „Schicksal des Menschen, wie gleichst du dem Wind!“ Ein altes Wort sagt: *Tout passe, tout lasse, tout casse*, ein anderes: *Quantum est in rebus inane!* und dasselbe Gefühl schrieb über die Ruhestätte der Toten: *„Hic iacet pulvis, cinis et nihil.“*

Der Gebrauch eines Citats muß immer möglichst natürlich und fast selbstverständlich erscheinen. Wenn der Leser den Eindruck bekommt, der Schreibende habe das Citat gewaltsam und wie bei den Haaren herbeigezogen, wird eher sein Unwille rege, als daß er das Verfahren billigt. Je zwangloser sich ein Citat darzubieten scheint, desto besser wirkt es, wenn es sonst nur paßt.